

Erzsébet Koncz:

Zur Entwicklung der Museumspädagogik in Ungarn

Seitdem der Analysierende Geschichtsunterricht in Ungarn in den Vordergrund rückte, eröffnete sich für die Schulen der Weg ins Museum. Die Analyse erfordert Materialien, und es stellt sich schnell heraus, daß die schriftlichen Zeugnisse oft nicht ausreichen. Nicht nur deshalb, weil die Schüler zu harter, in der Schule nicht immer durchführbarer Quellenkritik gezwungen werden, sondern auch deshalb, weil dieses Arbeitsverfahren schnell monoton wird. Der Analysierende Geschichtsunterricht ist durch nichts mehr gefährdet als durch Eintönigkeit und die daraus resultierende Langeweile. Langeweile tötet das Interesse; und ohne inneren Erkenntnisdrang gibt es auch keine Erkenntnis. Die schriftlichen Dokumente genießen selbstverständlich einen Vorrang, aber sie sind allein nicht imstande, die informationsbezogenen Probleme des Geschichtsunterrichts zu lösen, schon weil sie "eindimensional" sind. Sie geben Geschichte so wieder, wie die klassischen ägyptischen Schilderungen den Menschen wiedergaben. Nur eine Seite wird berücksichtigt; die Ausdehnung - und oft die Farbe - bleiben unberücksichtigt. Die dargestellte Größe kann nicht gespürt, betastet werden, es sei denn mit den Mitteln der Fantasie. Die schriftlichen Quellen versuchen, das Dargestellte in die Signalsprache der Buchstaben zu übersetzen und so die Fantasie zu beleben, die die psychologische Voraussetzung für die historische Erkenntnis ist. Es ist ein wenig so wie ein Liebesakt mit einer Fotografie, der die Fantasie durch Blickkontakt belebt. Alles andere geht verloren; die räumliche Ausdehnung, Betastbarkeit, die Dimensionen der Wölbungen und manches wichtige Element der Erkenntnis. Diese Entdeckung führte zu einem anderen Aspekt im Geschichtsunterricht; von der Arbeit mit ausschließlich schriftlichen Quellen zur Arbeit mit Gegenständen: implizit oder explizit zum Museum.

Zuerst wollte man das Museum in die Schule bringen, indem Lehrmittel aufgrund von Museumsexponaten angefertigt wurden. Es folgte eine wahre Flut von Lehrmitteln, eine neue Mode war entstanden. Zu den grundlegenden Lehrmitteln - Lehrbücher, Karten und Atlanten - gesellten sich Diaserien, Schulfilme, Applikationsserien, verschiedene Spiele, Kopien historischer Gegenstände; sie signalisierten die Erneuerungsabsichten des Geschichtsunterrichts. In dieser Zeit haben die meisten Schulen Fachklassenzimmer für Geschichte eingerichtet, Räume für Lehrmittel und mitunter auch Schulmuseen. Diese Museen konzentrierten sich in erster Linie auf die Lokalgeschichte, begeisterte Lehrer und Schüler stöberten die noch auffindbaren Gegenstände in ihren Heimatorten auf. Einige Museen sind Dorf- bzw. Stadtmuseen geworden, andere dagegen haben mehr geschadet als genutzt, weil die Sammlung, Restaurierung und Lagerung nicht fachgerecht durchgeführt wurden.

So ist es verständlich, daß diese Bewegung unter Berufsmuseologen einen ziemlich starken Widerstand auslöste. Die Folge dieses Widerstandes war der Gedanke, daß im Interesse der Materialfülle, der Auswahl und der Fachgerechtheit lieber die Lehrer ins Museum gehen sollten. Die Meinungen trafen aufeinander und es sah so aus, daß statt einer Zusammenarbeit eher ein Streit zwischen Lehrern und Museologen entstehen könnte.

Die offene Artikulierung und das Aufeinanderprallen der verschiedenen Auffassungen zur Gestaltung der Arbeit in der Schule und im Museum führten 1963 zu einer groß angelegten Konferenz über Museumspädagogik, die die zwei Lager ausöhnen wollte.

Das Konferenzmaterial wurde im darauffolgenden Jahr in einem schönen Band veröffentlicht¹.

Die wichtigsten Grundprinzipien werden hier ausgearbeitet, über die sich Lehrer und Museologen einigen konnten².

Aber die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit zwischen den beiden Fachgebieten wurden durch die Einseitigkeit der Qualifikationen wesentlich eingeschränkt. Es hat sich herausgestellt, daß Profis nötig sind, die sich in beiden Bereichen zu Hause fühlen. Nun versuchten alle bedeutenden Museen, eine Stelle für einen Museumspädagogen zu schaffen, der seine scheinbare Janustätigkeit dort entsprechend seiner Ausbildung entfalten konnte³. Ein paar Jahre danach entstand der Arbeitsbereich des Museumspädagogen, den mehr oder weniger spezialisierte Fachleute besetzten⁴. Gleichzeitig nahm ein nicht offen verkündeter Wettbewerb unter den Museen seinen Anfang, indem die großen Museen um die Schüler bzw. Lehrer warben.

Einige Museen veröffentlichten lokalgeschichtliche Lesebücher, die für die Geschichtsstunde und fürs Museum gleichermaßen einsehbar waren⁵.

Andere -oder dieselben- stellten Tests zusammen, die sich dem Schul- bzw. Museumsstoff anpaßten, die die Schüler am besten im Museum lösen konnten, die aber nicht zu lösen waren, wenn die Schüler nicht ins Museum kamen.

Einige Museumspädagogen besuchten die Schulen, andere dagegen versuchten, die Lehrer und die Schüler ins Museum zu locken. Zu diesem Zweck haben manche Museen sogar regelrechte Klassenzimmer eingerichtet, Busse unentgeltlich zur Verfügung gestellt, Rundgänge und sogar ganze Geschichtsstunden organisiert. Nicht nur, daß die Originalexponate gezeigt und diskutiert wurden, es wurden Fachleute eingeladen, Stoff besorgt, damit Spiele gespielt und Gegenstände nachgebaut werden könnten. Die Museen haben einen wichtigen Schritt getan, und sie machten im Wettrennen eine gute Figur.

Dieser anfängliche Schwung scheint aber in den 80-er Jahren abgeflaut zu sein. Entweder reichte die Kraft des allein-stehenden Museumspädagogen nicht aus, oder die gegebenen Grenzen beschränkten die weitere Entfaltung dieser Konzeption. Einige Museumspädagogen waren viel zu lehrerhaft fürs

Museum und viel zu museologenhaft für die Schule. Es ist nicht gelungen, beiden Ansprüchen gerecht zu werden. Der eigentliche Grund für den Rückgang liegt aber woanders. Schulen und Museen waren ganz einfach physisch weit voneinander entfernt, räumlich und deshalb auch zeitlich.

In der Grundschule gibt es meistens zwei, im Gymnasium drei Geschichtsstunden in der Woche. Wenn das Museum in der Nähe ist, würden Hin- und Rückfahrt plus Organisation drei Stunden beanspruchen.

Eine Stunde nützlicher Arbeit würde in diesem Fall die wöchentliche Stundenzahl des Gymnasiums aufbrauchen, und die zwei Stunden der Grundschule würden gar nicht ausreichen. Wenn man trotzdem ins Museum gehen will, muß man die Stunden umordnen, den Stundenplan umgestalten, mit den Kollegen lange Diskussionen führen.

Deshalb überlegen sich viele, ob es sich wirklich lohne, ins Museum zu gehen. So sieht es aus, wenn das Museum in der Nähe ist. Aber die großen Museen befinden sich in der Regel in der Hauptstadt oder in anderen Großstädten, weit weg von den meisten Schulen. Man muß schon hinfahren. Im Optimalfall kostet das einen Tag, sonst sogar mehrere Tage. Einzelne Stunden reichen nicht aus. Nur eine Klassenfahrt ermöglicht den Besuch im Museum.

Wenn die Klasse ein- oder zweimal im Jahr einen Ausflug macht, kann man diese Gelegenheit nicht ausschließlich zu einer Museumsstunde machen. Die Schüler müssen mehrere Museen, historische Schauplätze und vieles andere sehen und erleben, und dazu brauchen sie in erster Linie einen Fremdenführer und keinen Museumspädagogen.

Das Museum ist in diesem Fall nicht der Ort für eine Unterrichtsstunde, sondern der Schauplatz für schnelle Informationen, zum Besuch und zu den Sehenswürdigkeiten. Dies alles

in Betracht ziehend, und sich diesen Möglichkeiten anpassend, haben einige Museen damit begonnen, neue und erfolgversprechende Konzeptionen zu erarbeiten.

Ein flächendeckendes Bild darüber existiert zur Zeit nicht, da die Museen nicht über ein landesweites Informationsnetz verfügen, das sie miteinander verbinden würde.

Die kleinen Dorf- oder Kleinstadtmuseen haben natürlich eine andere Situation als die großen Museen in der Hauptstadt. Schon wegen der örtlichen Nähe, der Geschlossenheit des Materials, aber auch wegen der gegebenen Kontakte zu einer Schule oder einem Lehrer können die Museen in den Dörfern oder Kleinstädten diese Tätigkeit besser ausüben als die verfremdeten Museen in den Großstädten oder in der Hauptstadt.

Auf diesem Gebiet entstehen gerade solche Formen, die nicht eine bestimmte Klasse einer Schule, sondern die interessierten Lehrer und Schüler einer Altersklasse animieren.

Das heißt, Altes und Neues leben nebeneinander, indem das Alte noch da ist und das Neue entsteht.

Da ich kein zuverlässiges Bild über die Lage im ganzen Land darbieten kann, möchte ich die Situation in dem Museum schildern, in dem ich Museumspädagoge bin.

Ich arbeite in einem Museum, das im Großen und Ganzen zu den größeren gehört; andererseits ist es aber irgendwo zwischen den Landes- und den "Provinz"museen angesiedelt. Das ist das Budapester Historische Museum. Groß ist es in dem Sinne, daß es drei große Museen und sechs Ausstellungen der Hauptstadt -und diese umfaßt 1/5 der Landesbevölkerung- beherbergt, und daß hier fürs ganze Land charakteristische geschichtliche Denkmäler zu finden sind, wie z.B. Aquincum, die größte Stadt Pannoniens, die Thermae Maiores,

das Militärbad der Römerzeit, oder die wichtigsten Bau-
denkmäler der Türkenzeit wie Gül Baba Türbe, die heute
noch ein islamischer Wallfahrtsort ist, oder solche eigen-
artigen, nicht nur lokalgeschichtlich interessanten Baudenk-
mäler wie die mittelalterliche Synagoge. Für das Land ist
das mittelalterliche Machtzentrum, das Museum seiner Bau-
und kulturellen Denkmäler, kein lokales Interessengebiet.
Es handelt sich um ein zentrales Museum, das aber gleich-
zeitig auch das Museum der 1873 aus Óbuda, Buda und Pest
zustandegebrachten Hauptstadt Budapest ist, also auch eine
regionale Funktion hat.

Das Museum selbst befindet sich im Gebäude des königlichen
Schlosses, in einer solchen historischen Umgebung, die
eigentlich alle Schüler einmal im Leben gesehen haben müs-
sen. Bei der Zusammenstellung unserer Programme müssen wir
demzufolge in erster Linie diese Gegebenheiten in Betracht
ziehen.

Die Allgemeingültigkeit der historischen Umgebung veranlaßt
uns dazu, unsere Arbeit nicht auf Schultypen, sondern auf
alle Schüler zu konzentrieren. Wir haben aus diesem Grunde
Programme für die Altersklassen 6-14, 14-18, 18-22. Für die
Schüler zwischen 6-14 versuchen wir, die spielerischen Elemen-
te, die Handfertigkeit fordern, zu betonen. Ein solches Spiel
ist das seit Jahren bewährte "Hadjanában, danában"/Es war
einmal.../, wo die Schüler Gegenstände anfertigen. Die Gegen-
stände der historischen Umgebung werden aus Knete, Papier,
Perlen, Metall oder anderen Stoffen von den Schülern selbst
zusammengebastelt - natürlich unter der Leitung von Fach-
kräften. Solche Gegenstände sind Kleidungsstücke, Waffen,
Modelle von Gebäuden usw., die in Rollenspielen zu Leben
erweckt werden⁶.

Diese "Stunden" nehmen den Vormittag des letzten Samstags
im Monat in Anspruch. Für dieselbe Altersklasse halten wir
außerdem noch "quellenbelebende" Veranstaltungen, die sich
dem Lehrstoff anschließen. Hier ist die Sachquelle der Aus-
gangspunkt, die nicht nur angeschaut, sondern auch in die

Hand genommen werden darf; es können Fragen gestellt werden, der Museumspädagoge erzählt und fragt zugleich.

Das läuft das ganze Jahr über je nach den Bedürfnissen der Schule. Der Titel gibt schon die Orientierung an: So lebten die... in den verschiedenen historischen Epochen (es handelt sich ja in erster Linie um Alltagsgeschichte).

Mit ähnlicher Zielsetzung organisieren wir Ferienlager für dieselbe Altersklasse für je eine Woche. Der zeitliche Rahmen des Lagers ermöglicht intensivere Beschäftigung mit dem Thema.

Selbstverständlich sind die Programme anders für die 14-18-jährigen Oberschüler. Das Programm beruht meistens auf der Besichtigung und Analyse eines bestimmten Themas. Innerhalb dieses Rahmens gibt es solche Variationen, die mit Tests anfangen und nach der Besichtigung, den Erklärungen und Diskussionen, mit der Lösung der Testaufgaben abgeschlossen werden. Ein andermal ist die Besichtigung einer Ausstellung der Ausgangspunkt, die Stunde und die Tests sind die Fortsetzung. Der Moderator kann sowohl der Lehrer als auch der Museumspädagoge sein, die Mitspieler sind aber auf jeden Fall die Schüler. Wir haben die Auswahl zwischen individueller und Gruppenarbeit sowie frontaler Arbeit. Wir tun alles, um die Aufmerksamkeit der Schüler zu erwecken, wach zu halten und sie geistig zu aktivieren⁷.

Die Schüler aus den Budapester Schulen werden unentgeltlich mit Bussen zum Museum gebracht. Trotzdem kann man in der letzten Zeit eine rückläufige Tendenz vermerken. Das mag an den zentralen Anweisungen zur Festigung der Disziplin in der Stunde oder auch an finanziellen Ursachen liegen. Im Sinne der entsprechenden Verordnungen müssen die "ausgefallenen" Stunden nachgeholt werden, und das bedeutet zusätzliche Zeit und finanzielle Aufwendungen. Und die Schulen haben wenig Zeit und Geld. Deshalb haben wir neue Formen gesucht, die nicht zeit- und geldaufwendig sind. Wir haben aus interessanten und in Ungarn besonders aktuellen Themen

Vortragsreihen mit anschließender Konsultation organisiert. Die Vorträge helfen, konkrete, umstrittene historische Ereignisse auf wissenschaftlichem Niveau zu interpretieren. Diese Vortragsreihe war auch für uns erfolgreich: Selbst der größte Raum im Museum hat nicht ausgereicht, die Interessenten zu beherbergen. Um die Beziehungen zwischen Museum und Pädagogik zu stärken, sowie im Interesse der Vertiefung der Bildung, halten wir für Pädagogische Hochschulen - die Museologie nicht unterrichten - einjährige spezielle Kurse. Auch wenn die Teilnehmerzahl dieser Kurse nicht besonders groß ist, ist die Bedeutung dieser Veranstaltungen nicht zu vernachlässigen, da die neue Lehrergeneration auf diesem Wege Anregungen zur Museumspädagogik erhalten kann, was diese Arbeit für sie attraktiv machen wird.

Unsere Erfahrungen zeigen, daß wir - wie das ganze Land und insbesondere die kulturellen Einrichtungen - suchen müssen und auch suchen, wie unsere Werte noch wirksamer erhalten, erneuert und vermittelt werden können.

Anmerkungen:

1. Geschichtsunterricht und Museum. Herausgeber: Otto Szabolcs, Országos Pedagógiai Intézet Bp. 1964, 263 S.
2. a.a.O.
3. Zur Ausbildung von Fachkräften, die vom Unterricht und Museum Kenntnisse haben, trug es bei, daß vom Anfang der 80-er Jahre an der Philosophischen Fakultät der Universität ELTE das Fach Museologie eröffnet wurde.
4. Zur Zeit gibt es nur in einigen größeren Museen der Hauptstadt und in einigen kleineren Museen außerhalb Budapests Arbeitsstellen für Museumspädagogen.
5. Die lokalhistorischen Lesebücher befassen sich im allge-

meinen mit der Geschichte eines Komitats, einer Region, Stadt oder eines Dorfes oder Betriebes. Die letzteren eher in Hinsicht auf das 19.-20. Jahrhundert. Jedes Komitatsarchiv - 19 an der Zahl - brachte verschiedene lokalhistorische Lesebücher heraus.

6. In einer ähnlichen Arbeit haben wir eine Partnerbeziehung zum Rheinischen Stadtmuseum, Bonn, aufgenommen. Im Sommer 1990 haben 10 ungarische und 10 deutsche Schüler eine Woche im Bonner Museum zusammengearbeitet, im Rahmen des Programms "Wir entdecken die Römer". Es wurden Kleidungsstücke, Gegenstände angefertigt, die von Römern gebraucht worden waren, und die Schüler haben Ausflüge gemacht, um die römischen Bezüge der Gegend zu erforschen.
7. Wir verwenden verschiedene Formen: Diavorträge, Vorträge von Archäologen, Museumspädagogen, Besuche am Ort, usw.
8. Referenten und Themen der Vortragsreihe "Ein Vierteljahrhundert der ungarischen Geschichte":
 1. Gyula Vargyai: Politisch-rechtlicher Entscheidungsmechanismus zwischen den beiden Weltkriegen
 2. Otto Szabolcs: Die Welt der Herren und der Arbeiter im Horthy-Ungarn
 3. Jenő Gergely: Die Rolle der Kirche in Ungarn zwischen den beiden Weltkriegen
 4. Magda Somlyai: Die Bodenfrage zwischen den beiden Weltkriegen
 5. László Szögi: Geopolitische Faktoren in der ungarischen Politik zwischen den beiden Weltkriegen (Im Schatten des Faschismus und des Bolschewismus)